

6. SYMPOSIUM »POTENZIALE DES ALTERS«

Hamburg, 19. und 20. November 2015

Engagiert für die Kommune von morgen

Bericht über das Symposium

KÖRBER-STIFTUNG
BEREICH GESELLSCHAFT

Dezember 2015

»Engagiert für die Kommune von morgen«

Rote Busse brachten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des 6. Symposiums »Potenziale des Alters« am ersten Tag gleich morgens aus der HafenCity nach Hamburg-Bergedorf. Grund dafür waren nicht Platzmangel im KörberForum oder die steife Brise, die die Elbe fast sturmflutartig an die Spundwände drückte, sondern das diesjährige Tagungsthema. Denn wo hätte man sich mit dem »Engagement Älterer für die Kommune von morgen« stimmiger beschäftigen können als im Haus im Park, dem BegegnungsCenter für Menschen ab 50 der Körber-Stiftung? In dem stadtteilbezogenen Haus engagieren sich über 150 ältere Freiwillige, die Angebote nehmen täglich rund 400 Ältere wahr. Man habe den Symposiumsgästen dieses Körber-Projekt »räumlich und sinnlich nahebringen« wollen, sagte Anja Pehlke, Mitglied im Vorstand der Körber-Stiftung, in ihrer Begrüßung. Das diesjährige Thema trage der Tatsache Rechnung, dass »Städte und Gemeinden die wesentliche Handlungsebene für bürgerschaftliches Engagement« seien, und frage einmal mehr nach der Rolle und dem Potenzial von Menschen über 60 für das Gemeinwesen. Einen Ort, an dem dieses Potenzial erblüht, brachte Susanne Kutz, die neue Leiterin des Haus im Park, den Zuhörern nahe, indem sie das BegegnungsCenter kurz vorstellte. Im Anschluss führte sie als Moderatorin durch den ersten Tag.

Die transatlantische Perspektive: Die Bürger als Mitgestalter

Einen Blick über den Atlantik in die »Stadt der Zukunft als Stadt des Engagements« ermöglichte der Impulsvortrag der New Yorkerin Myung Lee, Geschäftsführerin des Netzwerks »Cities of Service«. Das Netzwerk unterstützt mehr als 200 Städte darin, das bürgerschaftliche Engagement ihrer Einwohner zu fördern. Lee ist fest überzeugt: »Städte haben die Fähigkeit, etwas für jeden zu liefern, aber nur, wenn sie von allen gestaltet werden.« Beteiligung und Engagement gehören also zusammen.

Während des Symposiums etablierte sich später dafür das einprägsame Begriffs-

»Bürger sind nicht Konsumenten oder Kunden, sondern Mitgestalter.«

paar »Teilhabe und Teilgabe«. Myung Lee argumentierte weiter, das setze eine bestimmte Haltung in der Verwaltung voraus: »Bürger sind nicht Konsumenten oder Kunden, sondern Mitgestalter.« Die Kommune müsse offen in beide Richtungen kommunizieren und transparent handeln. Gerade bei Misstrauen zwischen Bürgern und der Verwaltung lassen sich in Freiwilligenprogrammen vertrauensvolle Beziehungen aufbauen. Auf sie könne die Stadtverwaltung in Krisensituationen zurückgreifen.

Großen Wert legt Cities of Service auf die Evaluierung ihrer Programme. »Die Wirkung von Freiwilligenprogrammen ist noch nicht wirklich gemessen worden«, sagte Myung Lee. Das erschwere die Argumentation in Zeiten knapper Kassen sehr. Sie zitierte den

ehemaligen Bürgermeister von New York, Michael Bloomberg – auch Initiator der Cities of Service: »In God we trust, everybody else bring data.« (»Wir vertrauen auf Gott, alle anderen sollen Zahlen bringen.«) Die auf den vergangenen Symposien der Körber-Stiftung heiß diskutierte Frage, ob Top-down- oder Bottom-up-Prozesse Engagement besser fördern, beantwortete Myung Lee amerikanisch-pragmatisch: Beide müssten sich in der Mitte treffen. Drei Elemente hat Cities of Service als entscheidend erkannt, um die Stadt der Zukunft mit und durch ihre Einwohner zu einer lebenswerten Stadt des Engagements zu machen: »Deliberation, collaboration, civic relationship«, also in etwa: gemeinsame Abwägung, Zusammenarbeit und eine Beziehung auf Augenhöhe zwischen der Verwaltung und den Bürgern. »Wenn man engagierte Bürger und die Kommune zusammenbringt, kann man die Welt verändern«, lautete Lees motivierendes Fazit.

Alter und Engagement: Soziale Ungleichheiten in den Blick nehmen

Wie es mit dem Engagement Älterer in Deutschland aktuell aussieht, beschrieb Professor Thomas Klie von der Evangelischen Hochschule Freiburg in seinem hochaktuellen, faktenreichen Vortrag. Da Klie sowohl am 7. Altenbericht als auch am 2. Engagementbericht der Bundesregierung beteiligt ist – die

Sachverständigenkommission des Bundes zu Engagement leitet er sogar –, konnte er neue, teils noch unveröffentlichte Zahlen und Einschätzungen darlegen. Er lieferte damit das Herzstück des diesjährigen Symposiums und viel Diskussionsstoff. So wusste er zu berichten, dass das bürgerschaftliche Engagement der Älteren wächst und die 60- bis 75-Jährigen 2014 erstmals die engagierteste Altersgruppe stellten. Damit seien die Diskussionen über eine Verpflichtung zum Engagement hinfällig: »Da braucht es keine Pflichtrhetorik, die Älteren sind sehr eigenverantwortlich.«

Gleichzeitig schlagen sich die sozialen Ungleichheiten der Gesellschaft auch bei der Freiwilligenarbeit nieder. Es engagieren sich vor allem die, die sozial gut eingebunden und gesund sind, der Bildungsstand spielt eine sehr große Rolle, wichtig sind auch Mobilität und das Haushaltseinkommen. »Engagement muss man sich leisten können«, sagte Klie. Der höhere Bildungsabschluss der aktuellen Kohorte habe sogar einen stärkeren Effekt aufs Engagement als die Infrastruktur – ein Forschungsergebnis, das wegen seiner Relevanz für die Engagementförderung im Laufe des Symposiums besonders angeregt diskutiert wurde. Klie betonte, wie wichtig Altersbilder, also die Einstellungen, Stereotype und Wissensbestände zum Thema Alter, fürs Engagement sind und dass auch sie vom sozialen Milieu abhängen. »In niedrigeren sozialen Milieus finden Sie eher ein defizitäres Alters-



bild.« Darauf habe die kommunale Politik entscheidenden Einfluss.

Gleichzeitig zeigte er ebenso wie seine Vordnerin auf, dass Engagement auch den Helfern hilft. Sie profitieren gesundheitlich, sozial und psychologisch von ihrem Tun. Er verwendete den schönen Ausdruck »beheimaten« dafür – ein Aspekt, der gerade im Alter wichtig werde, wenn man »neues Terrain be-

trete«. Engagement führe zu Verbundenheit, sinnvollem Tun und Mitverantwortung. Und eigene Beteiligung an

»Würde entsteht durch soziale Interaktion, nicht durch ein soziales Sicherungssystem.«

der »Weltgestaltung« wiederum fördere die Resilienz der Älteren, die sich der eigenen Endlichkeit gegenübersehen. Nicht zuletzt schaffe es Würde, denn: »Würde entsteht durch soziale Interaktion, nicht durch ein soziales Sicherungssystem.«

Die entscheidende Rolle, die den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zukommt, zeigte Thomas Klie, indem er den Zusammenhang von Zivilität, Zivilgesellschaft und Engagement beleuchtete. Dass bürgerschaftliches Engagement Gesellschaften ziviler macht, erwartet man. Doch es gilt auch umgekehrt: In einer funktionierenden zivilen Gesellschaft engagieren sich mehr Menschen. Mit Indikatoren wie z.B. sozialer Gerechtigkeit, Rechtsstaatlichkeit, Partizipation, Offenheit und Toleranz lässt sich messen, wie zivil eine Gesellschaft ist. »Engagement ist nicht nur eine Einstellungsfrage, die gesellschaftlichen Bedingungen sind ebenso wichtig«, sagte Klie. Er warnte zudem vor einer verengten, mittelschichtspezifischen Perspektive aufs Engagement. Die Bereitschaft, Angehörige zu pflegen, sei z.B. in niedrigeren sozialen Milieus verbreiteter als in liberalen Haushalten, die sich wiederum mehr bürgerschaftlich

engagierten. Sich zu Hause um den Partner oder die Schwiegermutter zu kümmern, sei auch Engagement für die Gesellschaft, werde aber nur selten als solches gewürdigt. Eine breitere Engagementdefinition und »Schluss mit dem Mittelschicht-Bias«, forderte er: »Bitte alle diese Engagements würdigen.«

Dabei sprach sich Thomas Klie gegen die Bezahlung oder Verordnung von Engagement aus und empfahl stattdessen eine faire Grundversicherung, sodass alle Älteren die Möglichkeit haben, sich zu engagieren, wenn sie wollen. »Eigensinn und Gemeinwirtschaft sind in Gefahr, wenn Engagement verordnet oder in betriebswirtschaftliche und Versorgungslogiken eingebunden wird«, sagte er. Den vielen verschiedenen Gesichtern des Engagements müsse mit »Wohlfahrtspluralismus und organisierter Subsidiarität, mit einer transparenten Ordnung der Vielfalt« Rechnung getragen werden.

Nahaufnahme: Thesen und Praxiserfahrungen

In einem neuen interaktiven Format, den »Diskussionsinseln«, stellte die Körber-Stiftung dieses Jahr Thesen aus der aktuellen wissenschaftlichen Engagementdebatte zur Diskussion – und verband sie mit den praktischen Erfahrungen des Haus im Park mit seinen älteren Engagierten. Hier waren die Impulse und Einschätzungen der Symposiumsteilnehmer und -teilnehmerinnen – die ja fast alle aus der kommunalen Praxis kommen – gefragt. In sieben moderierten Gruppen tauschten sie differenzierte Einschätzungen, Forderungen, Ideen und Gedankenanstöße aus und gingen unter anderem Fragen nach, ob es für die älteren Generationen einer neuen Engagementdefinition bedarf oder ob die Gesundheit ein zentraler Faktor für die Aufnahme

eines Engagements darstellt. Die Ergebnisse waren als bunte Klebezettelwandteppiche im Foyer zu sehen.

Inspirierende Good-Practice-Beispiele aus Europa

Wie jedes Jahr hatte die Körber-Stiftung auch in diesem Jahr inspirierende internationale Good-Practice-Projekte recherchiert, besucht und eingeladen. Vier Projekte aus dem europäischen Ausland zeigten, wie Engagement 60+ in der Kommune aktuelle gesellschaftliche Herausforderungen angehen kann und dabei manchmal sogar zu einer landesweiten Bewegung wird.

Eine neue Form des Ehrenamts präsentierte die »Zeitvorsorge« aus dem schweizerischen St. Gallen. Hier bekommen ältere Freiwillige die Stunden gutgeschrieben, die sie für »Miteinander-Aktivitäten« wie Besuche oder Spaziergänge mit Älteren aufwenden. Später können sie das Angesparte für eigene Anliegen einlösen. Die Gemeinde St. Gallen fand die Idee so überzeugend, dass sie sogar für die Spareinlagen haftet. Diese Form des Ehrenamts ist nicht mehr rein altruistisch, was der eine oder andere Tagungsteilnehmer kritisch sah. Es erschließe aber neue Gruppen für das Engagement, berichtete Geschäftsführerin Priska Muggli. Sie sieht die Zeitvorsorge nicht als Konkurrenz zu bestehenden Engagementformen, sondern als Ergänzung. Be-

sonders jüngere Alte und Männer, die bisher weniger in Erscheinung getreten sind, interessierten sich für diesen gemischten Ansatz.

Wie hilfreich ein sprechender Markenname beim bürgerschaftlichen Engagement sein kann, zeigte das Projekt LinkAge aus Bristol, eine Art Dachmarke von inzwischen mehr als 80 Organisationen. Sie verknüpft Angebote für Ältere, erhöht damit deren Sichtbarkeit und unterstützt in Zusammenarbeit mit Seniorenkundschaftern in den Vierteln gegebenenfalls den Aufbau von weiteren Angeboten, die ebenfalls von Freiwilligen ermöglicht werden. Dabei orientiert sich LinkAge ausschließlich am von den Älteren selbst gemeldeten Bedarf. Dieses nachfrageorientierte Modell wird partnerschaftlich von der Stadt und Freiwilligenorganisationen getragen.

In den an beiden Symposiumstagen stattfindenden internationalen Lernforen wurde zudem einmal mehr deutlich, dass der Erfolg eines Projektes entscheidend davon abhängt, wie gut vernetzt, kommunikativ und durchsetzungsfähig die treibende Person ist. Humor hilft auch sehr, möchte man ergänzen. Da die Gäste diese Kriterien allesamt erfüllten, waren die Foren nicht nur hochinteressant, sondern auch sehr unterhaltsam. Liam Carey vom irischen Sprachkurs-Projekt »Fäilte Isteach« beispielsweise beantwortet die Frage nach der Gründungsmotivation lapidar mit »Wir hassen Bingo«. Und Mateja Kožuh Novak vom slowenischen Projekt »Elderly for



the Elderly« piesackte den neben ihr sitzenden slowenischen Staatssekretär im Ministerium für Arbeit, Familie, Soziales und Gleichstellung ständig gutmütig. Es wurde plastisch: Genau diese Beharrlichkeit hat dazu geführt, dass aus einer »Idee verrückter alter Frauen« (Mateja Kožuh Novak) eine landesweite Bewegung geworden ist. Nämlich die: Ältere Freiwillige suchen in ganz Slowenien Ältere ab 70 Jahren auf, um ihre Isolation zu lindern sowie Bedürfnisse und Unterstützungsbedarf zu erfragen. Da Armut im postsozialistischen Slowenien oft schambesetzt ist, gelingt es ihnen leichter, einen Zugang zu den Älteren zu finden als staatlichen Stellen. So kann Menschen geholfen werden, die sonst unerkannt durchs Netz fallen. Auch in Irland öffnen ältere Freiwillige Türen. Mit niedrigschwelligen Konversationsangeboten, in denen die Unterstützung beim Erwerb der englischen Sprache ebenso im Fokus steht wie das gegenseitige Kennenlernen, gelingt es im irischen Projekt »Fáilte Isteach«, Zugewanderten eine gute Integration zu ermöglichen.

Perspektiven des Engagements Älterer für die Kommune von morgen

Ihr »Dreamteam« nannte Karin Haist, Leiterin des Bereichs Gesellschaft in der Körber-Stiftung und Moderatorin des zweiten Symposiumstages, die für die Abschlussdiskussion auf dem Podium versammelten Gäste. Die

Kasseler Soziologie-Professorin Silke von Dyk, die sich mit sozialen Ungleichheiten beschäftigt und zum Thema Ruhestand in der Aktivgesellschaft geforscht hat, der Bürgermeister der Stadt Arnsberg, Hans-Josef Vogel, dessen Stadt für ihre Bürgerbeteiligung und aktive, vorausschauende alters- und demografiesensible Politik bereits mehrfach ausgezeichnet wurde, und die in Großbritannien arbeitende internationale Verwaltungsexpertin Dr. Elke Löffler blickten mit Karin Haist auf die Erkenntnisse aus zwei Tagen Symposium.

Natürlich kann man im November 2015 nicht über Engagement und die Zukunft der Kommunen sprechen, ohne die Flüchtlinge zu thematisieren.

Arnsbergs Bürgermeister Hans-Josef Vogel, als Kommunenchef mit den aktuellen Herausforderungen aus erster Hand vertraut, hob hervor, dass die Erfahrungen, die die Politik mit den Älteren gemacht habe, »sich eins zu eins auf die Flüchtlinge übertragen lassen«. Man müsse auch hier die Perspektive ändern. »Was ist denn mit dem Potenzial der Flüchtlinge?!« Wie man es seinerzeit bei den neuen Altersbildern zu Recht gefordert und entwickelt habe, brauche es nun auch neue Flüchtlingsbilder. Gegenwärtig ginge die Politik mit den Flüchtlingen um wie mit den Älteren vor zwanzig Jahren. »Aber wir müssen die Menschen ernst nehmen, sie

»Wir müssen die Menschen ernst nehmen, sie beteiligen, fragen.«



beteiligen, fragen. Ich habe noch nie einen Flüchtling auf einem Flüchtlingsgipfel gesehen!«

Unterstützung erhielt er von der Verwaltungsexpertin Elke Löffler von »Governance international« in Birmingham, die zwei simple Maximen für kluges verwaltungstechnisches Handeln im demografischen Wandel nannte: Gucken, was die Bürger schon machen, und fragen, was sie interessiert. »Wir brauchen qualitativ hochwertige Bürgerbe-

»Lebenserwartung ist in Deutschland eine Klassenfrage.«

fragungen. Anders als der Supermarkt um die Ecke oder die Onlinehändler, hat die Kommune keine Ahnung, was ihre Bürger interessiert.« Wie die Amerikanerin Myung Lee am Vortag, sieht Elke Löffler die Kommune von morgen als Koproduktion von Verwaltung und Bürgern. Projekte, die dies versuchten, gebe es bereits, aber »meist weiß niemand, was hinten rauskommt«. Da war sie wieder, die Evaluierungslücke. Die Bürger müssten mitsteuern können, indem sie z.B. an Ausschreibungsverfahren von Anfang an beteiligt sind. »Wir müssen viel mehr nach Bedarfen fragen.«

Die Soziologin Silke von Dyk wies auf Schwierigkeiten hin, die nicht nur semantischer Natur sind: »Die Begriffe Kommune und Community geraten durcheinander.« Und damit auch die Regelungsebenen. Sie warnte davor, dass unter dem Deckmantel der Partizipation versucht werden könnte, Probleme auf kommunaler und lokaler Ebene mit Freiwilligenengagement zu lösen, statt sie auf der politisch zuständigen, höheren Ebene zu regeln. Auch Professor Klie hatte am Vortag davor gewarnt, Engagierte als Lückenbüsser zu missbrauchen.

Wie Klie warnte nun auch van Dyk: Die soziale Ungleichheit werde beim Alter noch

zu wenig in den Blick genommen. »Die Alten gibt es nicht!«, auch wenn inzwischen häufiger zwischen den »jungen Alten« und Hochaltrigen differenziert werde. »Lebenserwartung ist in Deutschland eine Klassenfrage. Reiche leben zehn Jahre länger.« Die Idealbilder des Alterns gelten nur für eine privilegierte Mittelschicht. »Die Engagementdebatte ist eine Mittelschichtdebatte.« Zustimmunges Klatuschen aus dem Publikum.

Vogel möchte die Kommune der Zukunft »doppelt denken«. Sie solle einerseits die vom Staat zugeteilten Pflichtaufgaben erfüllen, andererseits aber auch als Entwicklungsagentur für die Community dienen. Anders als Klie am Vortag hielt er den Einfluss der Infrastruktur, also Anlaufstellen, Struktur und Zugangsmöglichkeiten, die die Kommune einbringen kann, für ebenso wichtig wie Bildungseffekte bei den potenziell Engagierten.

Stimmen aus dem Publikum wünschten sich außerdem den Abbau von institutionellen Blockaden und wiesen darauf hin, dass man in Deutschland für Altersdiskriminierung noch sehr wenig sensibilisiert sei, was sich leider auch im Antidiskriminierungsgesetz zeige.

Am Ende des Symposiums nahmen die Tagungsteilnehmer viele Gedanken, Empfehlungen und auch praktische Beispiele mit in ihre Kommunen, Verbände, Ministerien, Beiräte oder Initiativen. Manch ein Gast hatte ein Lied auf den Lippen, denn die gemeinsame musikalische Abendveranstaltung zwischen den beiden Tagungstagen war vielen akustisch präsent geblieben. Denn wie hatten da 140 Symposiumsteilnehmer – kurzfristig zum »Großen Hamburger Hafen-Tagungs-Chor« erklärt – begeistert gemeinsam gesungen: »In Hamburg sagt man Tschüss ...«

Steckbriefe der internationalen Good-Practice-Beispiele

Good-Practice: LinkAge Bristol, Großbritannien

Engagement macht Freude, Ehrenamt macht Angst

Bristols Reichtum aus der Zeit des maritimen Handels wird heute von verschiedenen Stiftungen fürs Gemeinwohl eingesetzt und sorgt für eine Fülle an bürgernahen Projekten. Dass Bristol sich »Grüne Hauptstadt 2015« oder »Resiliente Stadt« nennen darf, liegt aber nicht nur an den starken zivilgesellschaftlichen Strukturen, sondern auch an der umtriebigen Stadtverwaltung, die nichts unversucht lässt, um die Potenziale der Einwohner zur Entfaltung zu bringen. Aktiv und eingebunden zu sein, erhöhe die Lebensqualität der Bürger und wirke als Gesundheitsprävention, die langfristig hoffentlich dabei helfe, Kosten zu sparen, erklärt Verwaltungsmitarbeiterin Kay Russell. Für die Bemühungen um eine lebhaftere Freiwilligenkultur wurde die Stadt kürzlich als »City of Service« ausgezeichnet und erhält nun knapp 250 000 Euro für den weiteren Ausbau engagementfördernder Strukturen.

Ein Projekt, das Stadt und Zivilgesellschaft partnerschaftlich tragen, ist *LinkAge*, bei dem es darum geht, Ältere miteinander zu »verlinken« – oder, um es mit dem Slogan *involve, inspire, enjoy* zu sagen: sie zu involvieren, zu inspirieren und zu erfreuen. Den Anstoß gab 2007 die städtische Verwaltung, namentlich Kay Russell. Sie schaffte es, mit der Anchor Society, dem St Monica Trust und der Guinness Partnership drei wichtige zivilgesellschaftliche Akteure unter der Dachmarke *LinkAge* zu versammeln. Die Organisationsstruktur ist recht komplex, teils geben die Partner Geld, teils stellen sie Mitarbeiter. Dass

die fördernden Organisationen sich und ihre bestehenden Programme dem neuen Markennamen untergeordnet haben, ist Teil des Erfolgsrezepts. »Man kann so viel erreichen, wenn egal ist, wer die Lorbeeren erntet«, erklärt Richard Jarrat von der Anchor Society. *LinkAge* konnte sich so jedenfalls zu einem Flaggschiff entwickeln, mit dem die Älteren sich identifizieren. Sogar T-Shirts, Kapuzenpullis und Mützen mit dem *LinkAge*-Schriftzug gibt es zu kaufen.

Das *Link* im Projektnamen steht auch für das Verknüpfen von verschiedenen Partnern – *LinkAge* arbeitet mittlerweile mit über 80 Organisationen zusammen. Claire Miller, die das Projekt leitet, bezeichnet sich selbst als Spinne im Netzwerk, deren Hauptaufgabe darin besteht, die Fäden zusammenzuhalten und immer wieder neue Kontakte zu knüpfen. Dass sich nicht nur die Stadt um die Älteren kümmert, findet sie richtig: »Die Bekämpfung von Isolation und Einsamkeit liegt nicht allein in der kommunalen Verantwortung. Es ist ein gesamtgesellschaftliches Problem, das nur gemeinsam gelöst werden kann.«

In den Bezirken, in denen *LinkAge* aktiv ist, versucht das Projekt zunächst, die Wahrnehmbarkeit bestehender Angebote zu erhöhen. *LinkAge* erstellt unter anderem für jeden Bezirk ein kleines Heft, in dem sämtliche Aktivitäten für Ältere aufgelistet sind – und zwar unabhängig davon, ob sie von *LinkAge* selbst oder von anderen Organisationen angeboten werden. Nur wenn es darüber hinaus Bedarf für weitere Sportkurse, Tanztees, Filmabende

oder dergleichen gibt, hilft *LinkAge* dabei, diese auf die Beine zu stellen. Den Bedarf ermitteln sogenannte Senior Advisory Groups: Einige Senioren hören sich laufend bei ihren Altersgenossen im Kiez um, welche Aktivitäten sie vermissen. Gemeinsam mit *LinkAge* beratschlagen sie dann etwa alle vier Wochen, welche der gesammelten Anregungen weiterverfolgt werden sollen. Sie versuchen, so viel wie möglich in Eigenregie umzusetzen, indem sie nach Freiwilligen suchen, die bei der gewünschten Aktivität die Federführung übernehmen. Wenn dies nicht gelingt oder wenn es einen Profi, etwa einen Yoga-Lehrer, braucht, greifen ihnen die Mitarbeiter von *LinkAge* bei der Organisation unter die Arme. Tragen müssen sich die Kurse allerdings selbst, sodass eine kleine Teilnahmegebühr anfällt.

LinkAge geht also in die Bezirke hinein. Bob Harris, der sich in einer Senior Advisory Group engagiert, sagt: »Entweder muss man in Mobilität investieren oder in Angebote vor Ort.« Letzteres hält er für die bessere Alternative. Genauso wie die anderen Engagierten motiviert ihn vor allem der Austausch mit anderen Menschen, und er erzählt freudestrahlend, dass er nicht mehr in den Supermarkt gehen könne, ohne dass ihn jemand antippe. *LinkAge* hat ein Zentralbüro, ist in sieben Bezirken mit Zweigstellen und in einigen weiteren mit einzelnen Projekten vertreten. Damit deckt das Projekt etwa ein Drittel der 430 000-Einwohner-Stadt ab. Dass das vielfältige Angebot an Kiez-Aktivitäten auf den Schultern von lediglich 220 Freiwilligen ruht, ist kaum zu glauben.

Doch nicht jeder, der einen Kurs oder ein Angebot leitet, will sich den Ehrenamtlichen zugerechnet wissen. Claire Miller erklärt, dass im Begriff Ehrenamt auch Abschreckendes mitschwingt, nämlich Verantwortung

und Verpflichtung. Das Bekenntnis dazu falle vielen schwer, obwohl sie in der Praxis genau nach diesen Prinzipien agierten. Sie hält nichts davon, den Menschen das Label »Ehrenamt« aufzudrängen, und plädiert stattdessen für eine offene, ermutigende Einladung zum Mitmachen. Auf diesem Wege wurde aus manch regelmäßigem Teilnehmer, etwa bei geführten Spaziergängen, schlussendlich der Organisator – allerdings nicht von heute auf morgen, sondern mit vielen Zwischenschritten, indem er oder sie zunächst gebeten wurde, gelegentlich die Nachhut zu übernehmen oder bei der Planung des nächsten Spaziergangs zu helfen.

Wichtig ist für *LinkAge* auch das Verknüpfen von Alt und Jung. Britischen Studien zufolge sind Ältere einerseits und Teenager andererseits am stärksten von sozialer Isolation bedroht. *LinkAge* bringt die beiden Gruppen in verschiedenen Projekten zusammen. Einige davon sind ganz offensichtlich auf gegenseitige Hilfe ausgelegt, etwa iTea4U. Hier zeigen Jugendliche den Älteren, wie sie Smartphones und Co. nutzen können. Bei anderen Projekten steht eine gemeinsame Aktivität im Vordergrund. Für den fünfwöchigen Summer of Age (»Sommer des Alters«) etwa entwickeln Senioren und Jugendliche gemeinsam ein buntes Ferienprogramm. In Wirklichkeit geht es um wesentlich mehr: Das Projekt richtet sich über eine Partnerorganisation gezielt an benachteiligte Jugendliche. Ohne dass es offen thematisiert wird, helfen die Älteren von *LinkAge* den Jugendlichen, ihre sozialen Kompetenzen auszubauen. Engagement und Hilfe funktioniert bei *LinkAge* also tatsächlich ohne explizites Label.

KONTAKT:

Claire Miller

clairemiller@linkagewestofengland.org.uk

Good-Practice: Projekt Zeitvorsorge St. Gallen, Schweiz

Zeit haben für Betagte, Zeit sammeln für sich selbst

In der Schweiz engagieren sich heute weniger Menschen ehrenamtlich als noch zur Jahrtausendwende. Die rückläufige Entwicklung wirft die Frage auf, ob es neuer Formen des Ehrenamts bedarf. Eine Variante sind Zeitbanken, bei denen das Engagement direkt belohnt wird: Geleistete Stunden werden als eine Art Ansparung gutgeschrieben und können bei Bedarf für eigene Anliegen eingelöst werden. Das Eidgenössische Bundesamt für Sozialversicherungen wollte wissen, wie praxistauglich das Modell ist.

Die Stadt St. Gallen stellte sich für die Machbarkeitsstudie bereitwillig zur Verfügung. Antreiber in der knapp 80 000 Einwohner zählenden Kommune war Reinhold Harringer, damals Leiter des Finanzamts. Dass sich ausgerechnet jemand mit solch einem beruflichen Hintergrund für Zeitbanken als nicht-monetäre Form des Leistungsausgleichs interessierte, ließ die Stadtoberen aufhorchen – mehr jedenfalls, als wenn der Impuls allein aus dem sozialen Bereich gekommen wäre, meint Heidi Gstöhl, die das Amt für Gesellschaftsfragen leitet. Das Amt ist unter anderem für die Alterspolitik der Stadt zuständig und sucht angesichts des drohenden Mangels an Pflegefachkräften einerseits und der bevorstehenden Alterung andererseits nach Ideen, wie es seinen Grundsatz »ambulant mit stationär« auch in Zukunft umsetzen kann. Es liegt nahe, bei der Betreuung von betagten Senioren das Engagement von jüngeren Ruheständlern als Teil der Lösung zu sehen – denn beide Altersgruppen werden in St. Gallen künftig wachsen. Der Anteil der über 80-Jährigen dürfte bis 2030 um 21 Prozent steigen, der Anteil der 65- bis 79-Jähri-

gen um 19 Prozent. Um den Senioren einen Anreiz zu bieten, sich für die Hochbetagten zu engagieren, plädierten Finanz- und Sozialressort für ein Zeitbank-Modell, das nun als Projekt namens *Zeitvorsorge* umgesetzt wird.

Aktive St. Gallener/innen ab 60 Jahren können hier vorsorgen, indem sie Zeit mit älteren Senioren verbringen. Die Stunden, die sie dafür ansparen, können sie später, falls sie selbst Unterstützungsbedarf haben, bei einem Freiwilligen der nächsten Generation einlösen. Insgesamt können maximal 750 Stunden angesammelt werden, die weder vererb- noch übertragbar sind. Eine Besonderheit des Projekts ist die zeitliche Dimension: Der Einsatz, den die Freiwilligen heute erbringen, wird ihnen erst in Jahren oder gar Jahrzehnten rückvergütet. Damit das Projekt nicht an mangelndem Vertrauen in die Freiwilligen der Zukunft scheitert, hat die Stadt eine Art Bürgschaft übernommen: Sollten sich später einmal nicht genug Engagierte finden, muss sie bei geeigneten Organisationen entsprechende Leistungen als Gegenwert für die angesammelten Stunden einkaufen. Dies gilt es aber möglichst zu verhindern. Diese Besicherung durch die Stadt signalisiert Verbindlichkeit, birgt aber den Nachteil, dass nur diejenigen, die in St. Gallen wohnen und Steuern zahlen, überhaupt zu Zeitvorsorgern werden können.

Für die Umsetzung des Projekts hat die Stadt 2012 eine Stiftung gegründet, die sie mit einem jährlichen Budget von 150 000 Schweizer Franken ausstattet. Priska Muggli füllt die Stiftung mit Leben. Aus dem Pflegemanagement kommend, wollte sie sich ursprünglich nur über das spannende neue Projekt in-

formieren. Nach fünf Jahren soll das Projekt evaluiert werden. Gemäß Machbarkeitsstudie wären die Kosten für den laufenden Betrieb der Geschäftsstelle gedeckt, wenn jährlich 60 Heimmonate weniger anfallen – wie das gemessen werden soll, ist allerdings noch nicht klar.

Kooperation statt Konkurrenz

Ziel der *Zeitvorsorge* ist es, den Betagten zu mehr Gesellschaft zu verhelfen. Kleine Hilfestellungen, etwa beim Einkauf, können als Aufhänger für die gemeinsame Zeit dienen, sind aber nicht das, worum es primär geht. Denn derartige Hilfen bieten auch professionelle Pflegedienste an, mit denen die *Zeitvorsorge* keinesfalls in Konkurrenz treten will. Sie möchte stattdessen den Bedarf nach sozialen Kontakten decken, der stets durch das Raster des Pflegeleistungskatalogs fällt. Und zwar, indem sie als Vermittler für etablierte Organisationen wirkt statt als neuer Leistungserbringer. Der Dienstleister Pro Senectute etwa organisiert in St. Gallen schon länger einen Seniorenbesuchsdienst auf ehrenamtlicher Basis und arbeitet nun mit der *Zeitvorsorge* zusammen. Als Vermittlerin zeigt Priska Muggli einerseits das passende Angebot auf, wenn Hilfsbedürftige oder deren Angehörige sich bei ihr melden. Andererseits bringt sie die *Zeitvorsorger* in den bestehenden Programmen der Partnerorganisationen unter.

Das Neue an der *Zeitvorsorge* ist also nicht das, was die Freiwilligen tun, sondern der Rahmen, in dem sie es tun. Einer der größten Vorbehalte gegenüber dem Projekt lautet denn auch, dass es die Angebote an sich doch schon gebe. Die *Zeitvorsorge* befremdet zudem all jene, für die das Prinzip gilt »Freiwilligenarbeit ist selbstlos und wird nicht vergütet«. Doch Priska Muggli weiß zu berich-

ten, dass es für Nutznießer sehr befreiend sein kann, wenn sie wissen, dass diejenigen, die ihnen helfen, später einmal eine Gegenleistung erhalten. »Geben ist leichter als nehmen«, sagt sie.

Nach Aussagen von *Zeitvorsorgern* wie Albert Gächter oder Kurt Bischoff ist die Aussicht auf Gegenleistung nicht Hauptmotivation, aber »eine sympathische Sache«, die allem Anschein nach vor allem bei Männern gut ankommt. Statt eines deutlichen Frauenüberhangs, der sich bei Besuchs- und Betreuungsdiensten üblicherweise findet, weist die *Zeitvorsorge* bislang jedenfalls ein nahezu ausgeglichenes Geschlechterverhältnis unter den Freiwilligen auf. Priska Muggli berichtet außerdem, dass diejenigen, die sich erst allmählich dem Rentenalter nähern, interessiert auf das Ausgleichssystem reagieren, während es vielen heutigen Senioren eher unnötig erscheine. Gut möglich also, dass sich die Einstellung zum Ehrenamt verändert hat und das neue Modell den Nerv der Zeit trifft. Angesichts von derzeit 60 *Zeitvorsorgern* lassen sich jedoch noch keine weitreichenden Schlüsse ziehen. Dafür ist das Projekt, das nach einer Testphase erst im Sommer 2014 in den Normalbetrieb gegangen ist, noch zu jung. Als Zwischenbilanz lässt sich festhalten, dass die Freiwilligenrekrutierung trotz großer Medienresonanz auch bei der *Zeitvorsorge* »Knochenarbeit« ist, wie Heidi Gstöhl es ausdrückt. Das hält Priska Muggli nicht davon ab, fest an den langfristigen Erfolg des Projekts zu glauben und sich unverdrossen »auf Werbe-Tournee« in die Quartiere zu begeben.

KONTAKT:

Priska Muggli
priska.muggli@zeitvorsorge.ch

Good-Practice: Projekt Fáilte Isteach, Irland

Besser als Bingo – Alltagsenglisch mit Einwanderern üben

Über Jahrhunderte hinweg kehrten unzählige Iren ihrer Heimat den Rücken, um in der Fremde ein Auskommen zu finden. Doch mit dem wirtschaftlichen Aufschwung des neuen Jahrtausends hat sich das einstige Massenauswanderungs- zu einem Einwanderungsland gemausert. Zwischen 2002 und 2011 hat sich der Anteil Nicht-Irischstämmiger von knapp sechs auf zwölf Prozent verdoppelt. Nicht alle Neuankömmlinge sind des Englischen mächtig. Mehr als eine halbe Million Menschen – rund 11 Prozent der Bevölkerung Irlands – spricht zu Hause weder Englisch noch Irisch.

Dass einige Zuwanderer in ihrem Alltag auf Sprachbarrieren stoßen, fiel auch Mary Nally auf. Sie gründete 1988 die gemeinnützige Organisation Third Age (»Das dritte Alter«), um Älteren mehr gesellschaftliche Teilhabe zu ermöglichen. Ein ähnliches Ansinnen verfolgt sie seit 2006 gegenüber Migranten mit dem Projekt *Fáilte Isteach* (ausgesprochen »Faultestschäk«), bei dem engagierte Muttersprachler des Englischen Konversationskurse für Zuwanderer anbieten. Dass die Träger-schaft bei einer Seniorenorganisation liegt, hat zur Folge, dass sich vor allem Ältere als Tutoren melden. Damit erfüllt Third Age zugleich sein ursprüngliches Ziel, älteren Menschen gesellschaftliche Anknüpfungspunkte zu bieten.

Die Kurse von *Fáilte Isteach* vermitteln Wortschatz und Grammatikregeln nicht per Frontalunterricht, sondern in lockerer Gesprächsatmosphäre. Pro Kurs finden sich drei bis vier ehrenamtliche Tutoren ein, die jeweils mit einer Handvoll Sprachlerner ein Gespräch in Gang setzen und, wo nötig, kor-

rigieren und mit Vokabeln aushelfen. So entsteht ein geschützter Übungsraum, der die Sprachlerner motivieren soll, ihre Englischkenntnisse anzuwenden und auszubauen. Monica Lawless, die *Fáilte-Isteach*-Kurse in einem Dubliner Vorort organisiert, erklärt, dass es in erster Linie um *Confidence* gehe, also darum, die Scheu vor der fremden Sprache zu verlieren und das Vertrauen in die eigenen Englischkenntnisse zu festigen.

Fáilte-Isteach-Kurse sind somit weniger formal als Sprachkurse mit festen Lehreinheiten. Sie werden von diesen nach anfänglichen Bedenken auch nicht mehr als Konkurrenz, sondern als Ergänzung und teils auch als Überbrückungsmöglichkeit angesehen, denn die Wartezeiten für zertifizierte Kurse sind mitunter lang. Den Nutzen von *Fáilte Isteach* haben auch das dem Justizministerium unterstellte Office for the Promotion of Migrant Integration, also die Behörde zur Förderung der Integration Zugewanderter, sowie die Iris O’Brian Foundation erkannt. Sie unterstützen das Projekt finanziell, sodass für die Sprachlerner keine Kursgebühr anfällt.

Simple Idee lädt zum Nachahmen ein

Um einen *Fáilte-Isteach*-Kurs auszurichten, braucht es nur drei Dinge: einen Ort, einen Pool von etwa zehn ehrenamtlichen Tutoren und einen Koordinator. Somit kann das Projekt leicht in die Breite getragen werden. Genau dies ist in Irland mittlerweile auch geschehen: Vom kleinen Örtchen Summerville aus gestartet, ist es innerhalb von sechs Jahren in fast alle irischen Grafschaften gelangt. Pro Woche werden in derzeit 75 Ablegern

etwa 2300 Sprachlerner erreicht – ein beachtlicher Erfolg.

Dass sich das Projekt so schnell ausbreitet hat, liegt auch am beherzten Einsatz von zwei hauptamtlichen Mitarbeitern, die bei Third Age zusammen mit einer weiteren Teilzeitkraft für *Fáilte Isteach* zuständig sind. Ariana Ball und Liam Carey fahren landauf, landab, um neu gegründete Gruppen in der Anfangszeit fünf Mal zu besuchen: Zunächst erteilen sie den Tutoren zwei Trainingseinheiten, danach hospitierten sie drei Mal bei einem Sprachkurs, um Tipps und Feedback zu geben. Auch nachdem die Gründungsphase erfolgreich gemeistert ist, bietet Third Age jederzeit Unterstützung und besucht die Zweigstellen mindestens einmal im Jahr, um neue Tutoren zu trainieren und Anregungen für die Weiterentwicklung der Kurse einzuholen. Diese Rückkopplung ist für Ariana Ball und Liam Carey wichtig. So haben sie beispielsweise ihre Idee eines Abschlusstests wieder fallen lassen, weil sie vor Ort auf wenig Gegenliebe stieß. Third Age hilft nicht nur mit Rat, sondern auch mit Arbeitsmaterial. Einige Exemplare der Lehrbücher bekommen die lokalen *Fáilte-Isteach*-Stellen gratis, weitere können sie zu einem nahezu symbolischen Preis erhalten.

Nach der Expansionsstrategie gefragt, antwortet Ariana Ball, dass es keinen Masterplan gebe, dass sie aber bestrebt seien, *Fáilte Isteach* überall aufzusetzen, wo sich ein Bedarf zeigt. Durch Berichte in praktisch allen überregionalen Medien würden sich gründungswillige Gruppen bislang von ganz allein melden. Third Age hat den Projekttransfer von vornherein mitgedacht und einen Leitfaden für Neugründungen erarbeitet, der im Internet leicht zu finden ist. Die Schwelle zum Mitmachen ist bewusst niedrig gehalten: Mehr als gute Englischkenntnisse und Freude am

Austausch mit anderen Menschen brauche es nicht, sagt Tutorin Barbara Geoghegan, die zudem noch die Koordination von zwei Kursen übernommen hat. Insbesondere bei der Organisation vor Ort zeigt sich Third Age flexibel: Einige der Kurse werden von lokalen Bildungsträgern koordiniert und sind damit Teil eines breit gefächerten, professionellen Angebots. Andere Kurse werden hingegen von Privatpersonen wie Barbara Geoghegan auf die Beine gestellt, und manches Auftakttreffen fand schon im Wohnzimmer der Freiwilligen statt. Mit Räumen hilft oft auch die Kommune aus. Sie unterstützen *Fáilte Isteach* je nach Standort in unterschiedlichem Maß – ihre Bürger- und Sozialämter machen in jedem Fall gerne Werbung dafür.

Die schnelle und selbstständige Ausbreitung zeigt, dass sich (potenzielle) Ehrenamtliche gut mit dem Projekt identifizieren können. Liam Carey, der das *Fáilte-Isteach*-Konzept bei Third Age mitentwickelt hat, meint: »Das Projekt ist leicht an den Mann zu bringen, weil die Älteren unmittelbar erleben, wie viel die Kurse bewirken. Das finden sie besser als Bingo.« Besonders den kulturellen Austausch würden Tutoren, aber auch Teilnehmer sehr schätzen. Einige Ältere treibt zudem die eigene Biografie an, denn in jüngeren Jahren teilte mancher von ihnen das irische Auswandererschicksal. Sie wissen daher, wie wichtig der Kontakt zu Einheimischen ist, um sich willkommen zu fühlen. Genau darum geht es bei *Fáilte Isteach*, das übersetzt »Willkommen in« heißt: um eine herzliche Aufnahme in den Kursen, sei es als Tutor oder als Teilnehmer, und um das Willkommensein in Irland.

KONTAKT:

Ariana Ball
 aball@thirdageireland.ie

Good-Practice: Projekt Ältere für Ältere, für mehr Lebensqualität zu Hause, Slowenien

Aufsuchende Hilfe: Vertrauen dank Gleichaltrigkeit

Die Seniorenpartei DeSUS ist mit zehn Prozent Stimmenanteil die drittstärkste Kraft im slowenischen Parlament. In dem 2-Millionen-Einwohner-Land scheinen die Älteren ihren Anliegen also durchaus Gehör verschaffen zu können. Trotzdem geht es vielen von ihnen laut dem Verband der Rentnerorganisationen alles andere als rosig, und die Kommunen scheinen nicht immer in der Lage, sich angemessen um ihre älteren Einwohner kümmern zu können.

Wenn die Kommunen ihrer Aufgabe nicht nachkommen (können), müssen die Älteren sich eben selbst helfen – so in etwa lässt sich der Ausgangspunkt des Projekts *Ältere für Ältere, für mehr Lebensqualität zu Hause* beschreiben. Mateja Kožuh Novak hat die Hilfe zur Selbsthilfe zusammen mit anderen konzeptuell entwickelt und treibt sie seit 2004 großflächig voran. Das Projekt sieht vor, dass die jüngeren Senioren einer Gemeinde, also diejenigen in der Altersgruppe von 59 bis 69 Jahren, systematisch alle älteren Mitbürger ab 70 Jahren zu ihrem Gesundheitszustand, ihrer Wohnsituation und sozialen Anbindung sowie zu ihrer Hilfsbedürftigkeit befragen. Über 80-Jährige werden von den ehrenamtlichen Befragern einmal jährlich aufgesucht, über 70-Jährige alle zwei Jahre.

Erfahrungsgemäß offenbart sich bei etwa einem Viertel der Befragten ein Wunsch nach Unterstützung – meist nach mehr Gesellschaft oder ein wenig Hilfe im Alltag, etwa beim Einkauf oder beim Putzen. Für regelmäßige Besuche und überschaubare Hilfestellungen stehen die Ehrenamtlichen selbst bereit. Sie übernehmen damit Aufgaben, die

typischerweise von Angehörigen verrichtet werden, die aber aufgrund der gestiegenen Mobilität nicht immer vor Ort sind. Wenn die Befragten hingegen angeben, unter größeren Notlagen zu leiden, so übermitteln die Ehrenamtlichen den Bedarf an den lokalen Projektkoordinator, der diesen dann an passende Projektpartner weitergibt, etwa ans Sozialamt, das Rote Kreuz oder die Caritas.

Da Ältere für Ältere die Betagten zu Hause aufsucht, findet das Projekt mitunter Bedürftige, die sich in einer Notlage nicht von sich aus bei Sozialamt oder Wohlfahrt melden und damit unentdeckt bleiben. »Gerade die Menschen mit dem größten Bedarf leben oft versteckt«, sagt Mateja Kožuh Novak. Das Auffinden dieser verborgenen Problemfälle ist somit eine große Stärke des Projekts. Eine weitere liegt darin, dass die Ergebnisse der Befragungen digital erfasst und den Partnern bei Kommune und Wohlfahrt zur Verfügung gestellt werden, sofern die Befragten damit einverstanden sind. Somit leistet das Projekt einen wichtigen Beitrag zur Feststellung der kommunalen Bedarfe.

Auf bestehenden Strukturen aufbauen

Das Projekt deckt inzwischen 64 Prozent der slowenischen Landesfläche ab und erreicht 53 Prozent aller über 69-Jährigen. Dies schafft es mit einer Heerschaft von über 3400 Freiwilligen – und weil es auf bereits bestehenden Strukturen aufsetzen konnte: Fast allerorten in Slowenien gibt es als Vermächtnis der Gewerkschaften lokale Rentnerorganisationen. Diese sind in einem Verband zusam-

mengeschlossen, dessen Präsidentin mit Mateja Kožuh Novak bis vor kurzem diejenige war, die *Ältere für Ältere* mitentwickelt hat. In ihrer Funktion als Präsidentin konnte sie für das Projekt werben und gut 300 der 512 lokalen Rentnerorganisationen zum Mitmachen bewegen. Leicht war dies ihren Erzählungen nach nicht. Zwar hätten die lokalen Organisationen ihre betagten Mitglieder schon immer zu besonderen Anlässen besucht, doch die Ausdehnung auf alle Bürger und regelmäßige Besuche sei anfangs als Anliegen »verrückter alter Frauen« abgetan worden.

So sieht das Projekt heute niemand mehr. Im Ministerium für Arbeit, Familie, Soziales und Gleichstellung ist man überzeugt, dass die im Projekt gelebte Solidarität unter Älteren eine wichtige Präventionsmaßnahme ist, die die stationäre Pflege hinauszögert oder gar vermeidet. Staatssekretär Davor Dominikus erklärt, dass der Besuch durch Sozialarbeiter oder Gemeindefrauen oft als peinlich und stigmatisierend empfunden würde. »Sich gegenüber jemandem aus der gleichen Altersgruppe zu öffnen, fällt den Betagten viel leichter«, meint er. Die Zahlen geben ihm recht: Lediglich bei 1,4 Prozent der aufgesuchten Älteren bleiben die Fragebögen unbeantwortet oder die Türen verschlossen.

Das Ministerium ist der größte Geldgeber des Projekts, gefolgt von der nationalen Lotterie. Von den Kommunen, in denen das Projekt umgesetzt wird, wird ebenfalls ein finanzieller Beitrag erwartet. Die nutznießenden Älteren hingegen müssen sich nicht an den Kosten beteiligen. Die Einnahmen werden für zwei hauptamtliche Mitarbeiter, für Reisekostenerstattungen und für regelmäßige Schulungen der Freiwilligen gebraucht. Insbesondere die Digitalisierung der Befragungsergebnisse muss laut Mateja Kožuh Novak immer wieder geübt werden – und auch das

Nein-Sagen, da bedürftige Ältere den Freiwilligen manchmal zu viel abverlangen. Neben den offiziellen Schulungen, die einmal im Jahr stattfinden, tauschen sich die Freiwilligen in den einzelnen Gemeinden regelmäßig miteinander aus, um sich Ideen für schwierige Fälle und Antrieb fürs eigene Engagement zu holen.

Neben knappen Mitteln ist der fehlende Zugang zu den offiziellen Melderegistern die größte Herausforderung. Die Bürgermeister helfen meist bereitwillig, sie zu überwinden. In Zukunft könnte eine weitere Schwierigkeit hinzukommen: Viele Freiwillige sind seit Projektbeginn 2004 dabei und kommen allmählich selbst in das Alter, in dem sie Hilfe eher benötigen als anbieten können. Zwar wachsen rüstige Senioren nach, doch anders als ihre Vorgänger werden viele von ihnen etwas zu ihrer Rente hinzuverdienen müssen und damit weniger Zeit für soziales Engagement haben, so zumindest die Befürchtung.

Doch es scheint auch ein wenig Optimismus für das Projekt angebracht, schon allein weil die Älteren in Slowenien eine solch starke Lobby haben. Mateja Kožuh Novak gibt zu, dass die durchdringende Stimme der Senioren auf junge Menschen manchmal fast schon einschüchternd wirkt. Das aber wäre fatal, denn im Projekt wird auch über die Ausweitung hin zu einem intergenerationellen Ansatz nachgedacht.

KONTAKT:

Dr. Mateja Kožuh Novak
matejakozuh@zds-zveza.si

Redner und Podiumsgäste

Prof. Dr. SILKE VAN DYK, Fachgebiet Soziologie sozialer Disparitäten, Universität Kassel

Prof. Dr. habil. THOMAS KLIE, Leiter zze und AGP Sozialforschung, Evangelische Hochschule Freiburg

MYUNG J. LEE, Executive Director, Cities of Service, New York, USA

Dr. ELKE LÖFFLER, Chief Executive, Governance International, Birmingham, Großbritannien

ANJA PAEHLKE, Mitglied des Vorstandes, Körber-Stiftung

HANS-JOSEF VOGEL, Bürgermeister, Stadt Arnsberg

Moderation

MICHAEL ALBERG-SEBERICH, Geschäftsführender Gesellschafter, Active Philanthropy

SUSANNE KUTZ, Leiterin des Haus im Park, Körber-Stiftung

KARIN HAIST, Leiterin des Bereichs Gesellschaft, Körber-Stiftung

FLORIAN WENZEL, Gründer und Inhaber, periphemia.de – Bildung und Begegnung

Internationale Good-Practice-Beispiele

Elderly for the Elderly, Ljubljana, Slowenien

Fáilte Isteach, Dublin, Irland

LinkAge, Bristol, Großbritannien

Stiftung Zeitvorsorge, St. Gallen, Schweiz

Das Projekt »Potenziale des Alters«

Das Projekt »Potenziale des Alters« setzt auf die Kompetenzen und Erfahrungen der Älteren und thematisiert ihre Lebenslagen. Es richtet den Blick über den Tellerrand: In jährlichen Symposien werden internationale Erfahrungen und Modelle vorgestellt. Experten aus dem In- und Ausland präsentieren ihre Good-Practice-Modelle zum jeweiligen Themenschwerpunkt. Die Modelle laden ein, von den praktischen Erfahrungen anderer zu lernen und neue Ideen für Deutschland zu entwickeln. Das Symposium wendet sich an Entscheidungsträger aus Kommunen, Politik, Verbänden, Wissenschaft und Zivilgesellschaft.

Ansprechpartner

Körper-Stiftung, Bereich Gesellschaft

Bereichsleitung Karin Haist
Programm Management Betina Psyk, Lisa Veyhl

Adresse Körper-Stiftung
Bereich Gesellschaft
Kehrwieder 12
20457 Hamburg
Telefon + 49 · 40 · 80 81 92-168
Fax + 49 · 40 · 80 81 92-303
E-Mail alter@koerber-stiftung.de
www.koerber-stiftung.de/gesellschaft/potenziale-des-alters

© Körper-Stiftung, Hamburg 2015

Redaktion Karin Haist, Betina Psyk, Lisa Veyhl
Text Birte Petersen
Fotos André Wagenzik/Körper-Stiftung
Gestaltung Das Herstellungsbüro, Hamburg

Verantwortlich im Sinne des Presserechts:

Dr. Lothar Dittmer, Körper-Stiftung, Kehrwieder 12, 20457 Hamburg

Alle Rechte vorbehalten.



Körper-STIFTUNG
Forum für Impulse

**Wir wollen
anstiften.**

Mehr erfahren: www.koerber-stiftung.de

Mehr erleben: www.koerberforum.de

Mehr lesen: www.edition-koerber-stiftung.de